

William M. Calder III und Alexander Demandt (Hrsg.), Eduard Meyer. Leben und Leistung eines Universalhistorikers. Supplements to Mnemosyne, Band 112. Verlag E. J. Brill, Leiden 1990. X, 537 Seiten.

Gert Audring, Christhard Hoffmann und Jürgen von Ungern-Sternberg (Hrsg.), Eduard Meyer – Victor Ehrenberg. Ein Briefwechsel 1914–1930. Akademie-Verlag, Berlin/B. G. Teubner, Stuttgart 1990. 162 Seiten.

Wir Althistoriker stehen auf den Schultern von Theodor Mommsen, hat man mit Recht gesagt. Mommsens große Werke, seine Editionen und seine zahlreichen Einzeluntersuchungen gehören noch heute in der Alten Geschichte zum täglichen Brot. Von den Arbeiten Eduard Meyers, den man häufig neben Theodor Mommsen gestellt hat, kann man Gleiches nicht behaupten. Sein Opus magnum, die fünfbandige "Geschichte des Altertums", ist weder als Forschung noch als Literatur so frisch geblieben wie Mommsens "Römische Geschichte". Dagegen ist Meyers Konzeption von der Alten Geschichte als Universalgeschichte und die Anstrengung, mit der er diese Konzeption verwirklichte, immer noch eine aktuelle Herausforderung, auch wenn wir heute bei der Vielfalt der Disziplinen und der Masse der Einzelforschung weiter denn je vom Ideal entfernt sind. Der Untertitel, den die Herausgeber Calder und Demandt dem Sammelband gegeben haben, deutet das an. Der Band vereinigt Vorträge, die auf einer Tagung der Reimers-Stiftung in Bad Homburg im November 1987 gehalten wurden.

Schule und Familie legten das Fundament für Meyers Lebenswerk. Schon der Schüler des Hamburger Johanneums lieferte zahlreiche Proben seiner wissenschaftlichen Begabung. Der Vater, Lehrer an derselben Schule, ging vorzeitig in Pension, um sich ganz der Ausbildung der Söhne und den eigenen literarischen Neigungen widmen zu können. Die Universität bot dem jungen Meyer nur Anregungen und Ergänzungen für sein eigenständiges, breitangelegtes Studium, das er nach einem Bonner Semester in Leipzig fortsetzte. Die griechisch-römische Geschichte trat dabei gegenüber dem Vorderen Orient und Ägypten, der Religionsgeschichte und dem Studium vorderasiatischer Sprachen zurück. 1876 schrieb Meyer, der nach der

Promotion Hauslehrer des englischen Gesandten in Konstantinopel geworden war, an seinen Bruder: "Eins vor allem, was ich Dir nicht genug predigen kann: folge nur Dir selbst und Deinen eigenen Impulsen, und laß Dich durch keinen anderen irre machen". Es war der der Grundsatz, den er selbst befolgte.

Die Entwicklung des Schülers und Studenten beschreibt CH. HOFFMANN nach weitgehend unveröffentlichtem Material, das sich im Archiv der Akademie der Wissenschaften in Berlin, in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz und in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen befindet. Sein Beitrag hat den treffenden Titel "Die Selbsterziehung des Historikers", und es wäre sinnvoll gewesen, mit ihm den Band zu eröffnen. Stattdessen folgen die Aufsätze in der alphabetischen Reihenfolge der Vortragenden, was wohl andeuten soll, daß es sich nur um Bausteine für eine noch zu schreibende Biographie Meyers handelt. Leider fehlen Namens- und Sachindex, die einem künftigen Biographen die Auswertung der Vorträge erleichtert hätten.

Meyers Geschichte des Altertums entsprang einem Auftrag des Verlegers Cotta, den der Vierundzwanzigjährige 1879 übernahm. Er blieb dem Auftrag bis zu seinem Tode treu und arbeitete beständig an den Bänden weiter, die erstmals zwischen 1884 und 1902 erschienen. Ähnlich begleiteten ihn sein Leben hindurch viele Themen, die er schon früh aufgenommen hatte. In einem Brief an die Mutter, den Hoffmann S. 252 abdruckt, schreibt er 1877: "America ist wahrhaftig nicht zu verachten, und für den, der das Studium des Menschen und seiner Ideen zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, ebenso interessant wie die alte Welt. Denke nur an die großen, wunderbaren religiösen Bewegungen, z. B. die Mormonen!" Hier liegt die Wurzel für Meyers Buch "Ursprung und Geschichte der Mormonen", das 1912 erschien und das man von einem deutschen Althistoriker am wenigsten erwartet hätte. A. HENRICHS behandelt die Werksgeschichte (S. 182–207), die Teil des größeren Themas "Meyer und die Vereinigten Staaten" ist. Die Anfänge der Beziehung, die lange vor Meyers erster Reise nach Amerika 1904 einsetzten, untersucht E. BADIEN (S. 1–40). Die erste und die zweite Reise 1909/10 glichen Triumphfahrten, die nicht nur dem internationalen Ansehen entsprangen, das Meyer sich inzwischen erworben hatte, sondern auch die Wirkung spiegelten, die die deutsche Wissenschaft damals auf das amerikanische Geistesleben ausübte. M. CHAMBERS, der den einzelnen Stationen der beiden Reisen nachgeht, überschreibt seine Ausführungen mit "The most eminent living historian, the one final authority". Es war der Titel, den eine amerikanische Zeitung Meyer gab, als sie seinen Besuch ankündigte.

Mit dem Kriegsausbruch 1914 kam eine Wende in Meyers Leben, die den bisher eher unpolitischen Professor zum Homo politicus machte. Am 16. Oktober 1914 schloß er sich mit mehr als 4000 Kollegen der "Erklärung der Hochschullehrer des Deutschen Reiches" an, die Wilamowitz verfaßt hatte und in der Deutschlands Sieg als Rettung für Europas Kultur verkündet wurde. Schon vorher hatte sich Meyer im "Aufruf der 93" dagegen verwahrt, daß Deutschland am Kriege schuldig sei. Eine hektische publizistische Tätigkeit schloß sich an. Neben Artikeln und Broschüren, von denen einige immer wieder nachgedruckt wurden und weite Verbreitung fanden, veröffentlichte Meyer 1915 die beiden Bücher "England. Seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg" sowie "Nordamerika und Deutschland". B. SÖSEMANN behandelt Meyers Engagement während des Weltkrieges (S. 446–483), und J. VON UNGERN-STERNBERG analysiert die Analogien, die er zwischen antiker Geschichte und Gegenwart erblickte und für seine Publizistik verwertete (S. 484–504). Meyer setzte damit einen wissenschaftlichen Grundsatz in politisches Handeln um, den er schon lange vorher vertreten hatte. 1902 schrieb er in seinem Aufsatz "Zur Theorie und Methodik der Geschichte" (Kleine Schriften I²1924, 54): "Aus sich selbst nimmt der Historiker die Probleme, mit denen er an das Material herantritt".

Originell war die Auffassung nicht. Überhaupt erschlossen Meyers geschichtstheoretische Abhandlungen, die schließlich in die umfangreiche Einleitung zur "Geschichte des Altertums" einfließen, kaum Neuland. Seine "Elemente der Anthropologie", wie der Untertitel der Einleitung lautet, standen zum Teil nicht einmal auf der Höhe der zeitgenössischen Diskussion, wie W. NIPPEL nachweist (S. 311–328). B. NÄF geht der Wirkungsgeschichte von Meyers Geschichtstheorie nach, die ihre Autorität im wesentlichen aus dem übrigen Werk des Historikers bezog. Das gilt auch dort, wo Meyer über die engeren Fachgrenzen hinaus rezipiert wurde. Ein kritischer Leser war Max Weber, der Einzelheiten von ihm übernahm, aber mehr noch an seiner mangelnden begrifflichen Präzision Anstoß nahm. J. DEININGER rückt Vorstellungen zurecht, die den Soziologen allzu stark unter dem Einfluß des Historikers sehen (S. 132–158). Spengler habe ihm allerdings Wesentliches für seine Geschichtsauffassung verdankt, meint A. DEMANDT (S. 159–181). Dagegen spricht nicht, daß Meyer energisch die Unterschiede herausstellte, die ihn von dem Philosophen trennten.

Meyers Schüler H. E. Stier, der die "Geschichte des Altertums" postum betreute, bemerkt im Vorwort zum dritten Band, sein Lehrer habe bis in seine letzten Lebenstage gerne darauf verwiesen, daß er in einem langen Forscherleben, anders als Wilamowitz, nur ganz wenige seiner wissenschaftlichen Thesen habe zurücknehmen müssen. Es war einer der vielen Unterschiede zwischen den beiden Männern, die von 1902 bis zu Meyers Tod 1930 in Berlin Kollegen waren. W. M. CALDER schildert ihr Verhältnis zueinander, das trotz persönlicher Spannungen und wissenschaftlicher Gegensätze von gegenseitiger Hochachtung getragen war und 1914 durch den gemeinsamen politischen Kampf enger wurde (S. 41–73). Nachdem Grenfell und Hunt 1907 die *Hellenica Oxyrrhynchia* publiziert hatten, widmete ihr Meyer zwei Jahre später einen umfangreichen Kommentar. Mit Wilamowitz war er sich einig, daß Theopomp der Verfasser sei. Die intensive Forschung, die sich daran anschloß und die L. CANFORA aufarbeitet (S. 74–96), veranlaßte Wilamowitz, seine Auffassung zu revidieren; er legte sich schließlich auf keinen Namen mehr fest. Meyer beeindruckten die Gegenargumente nicht. Auch in der bedeutenderen Frage nach dem Charakter der antiken Wirtschaft wich Meyer nicht von seiner Auffassung ab, die er 1895 und 1898 erstmals in zwei Vorträgen dargelegt hatte. In einem weitgespannten Überblick über Wirtschaftsgeschichte in der Altertumswissenschaft erörtert H. SCHNEIDER die Bücher-Meyer-Kontroverse (S. 417–445).

Die andere Seite solcher Geradlinigkeit macht E. PLÜMACHER deutlich, der das 1921 erschienene dreibändige Werk "Ursprung und Anfänge des Christentums" in die historisch-theologische Forschung seit Beginn des Jahrhunderts einordnet (S. 344–367). Im Grunde war Meyer bei der Position der liberalen Leben-Jesu-Darstellungen des 19. Jhs. stehengeblieben. Nach R. SCHLESIER stellte der Agnostiker Meyer seine universalhistorische Geschichtskonzeption in bewußten Gegensatz zur theologischen Geschichtsinterpretation (S. 368–416). Christus war für ihn der Lehrer einer von der Religion unabhängigen Moral und unterschied sich darin nicht von Sokrates. J. MANSFELD verweist auf den Einfluß, den Kants Pflichtbegriff für Meyers Sokratesbild in der "Geschichte des Altertums" hatte (S. 277–278). Den zeitbedingten und subjektiven Wertungen stehen die quellenkritischen Ergebnisse gegenüber. 1896 veröffentlichte Meyer das Buch "Die Entstehung des Judenthums", dessen wichtigstes Ergebnis der Nachweis war, daß die in Esra 4–7 enthaltenen aramäischen Urkunden echt sind. Meyers Argumentation hat bisher allen Einwänden standgehalten, und F. PARENTE zählt daher "Die Entstehung des Judenthums" zu seinen bedeutendsten Schriften (S. 329–343).

Das gleiche Prädikat verdient "Caesars Monarchie und das Principat des Pompejus". Das Werk, das 1918 erschien, hat leider keine eigene Untersuchung erhalten. Meyers Vorwort zu der noch im selben Jahr nötig gewordenen Neuauflage spiegelt seine ungebrochene politische Einstellung, für die das Kriegsende ein Schock, aber kein Anlaß zum Umdenken war. Der Verfasser klagt über das "Verbrechen unserer Feinde" und darüber, "daß unser Volk, der großen weltgeschichtlichen Aufgabe, die ihm gestellt war, nicht gewachsen gewesen ist". Entmutigt schließt er mit der Frage: "Wo ist noch ein Hoffnungsanker, an den wir uns klammern können, um an der Zukunft unserer Nation nicht zu verzweifeln?" Arbeit war für den Dreiundsechzigjährigen ein solcher Anker, um nicht zu verzweifeln. 1919 ließ er sich zum Rektor der Berliner Universität wählen, 1920 wirkte er bei der Gründung der "Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft" mit, und 1921 übernahm er den Vorsitz in deren "Fachausschuß für alte und orientalische Philologie". W. UNTE behandelt seine Tätigkeit in der Notgemeinschaft, die er mitprägte und durch die er, allen finanziellen Schwierigkeiten zum Trotz, Weichen für die Altertumswissenschaften stellte (S. 505–537). Auch die Beziehungen zu Wissenschaftlern des "feindlichen" Auslandes, die Meyer während des Krieges abgebrochen hatte und die er nach 1918 zunächst nicht erneuern wollte, stellten sich allmählich wieder her. Hans Rosenberg bemerkte dem Rez. gegenüber einmal, Meyer sei ihm damals wie ein Prophet des Alten Testaments vorgekommen. Unte zitiert den Präsidenten der Notgemeinschaft Schmidt-Ott, der nach Meyers Tod seine Umgänglichkeit, Urwüchsigkeit und Fröhlichkeit rühmte (S. 536).

Es ist eines der wenigen Streiflichter, die der Band, von Hoffmanns Ausführungen abgesehen, auf den Menschen Eduard Meyer wirft. Der Briefwechsel mit Victor Ehrenberg hilft, die Lücke zu füllen. Die Herausgeber stellen einleitend Ehrenbergs jüdischen Familienhintergrund vor und skizzieren Meyers wissenschaftlichen Rang und seine politische Tätigkeit während des Krieges. Ehrenberg begann im Sommer 1914 bei ihm zu studieren, nachdem er zwei Semester Architektur in Stuttgart und drei Semester Klassische Philologie in Göttingen absolviert hatte. Nach Berlin gekommen, verfaßte er seinen ersten wissenschaftlichen Aufsatz, eine Untersuchung zu Herodot. Meyer empfahl ihn in dem Zusammenhang H. Schäfer, dem Direktor der Ägyptischen Abteilung der Staatlichen Berliner Museen. Darauf bezieht sich der früheste erhaltene Brief, ein Billett Meyers, in dem er dem Empfänger eine Angabe Schäfers über Herodots Längen

maße mitteilt. Es ist eine der wenigen fachlichen Bemerkungen in dem Briefwechsel. Denn der anschließende Brief Ehrenbergs kommt bereits aus Frankreich, wohin der Student gleich nach Kriegsausbruch eingezogen wurde. Er ist zunächst der offeneren, erzählfreudigere Schreiber, der von seinen Erlebnissen an der Front berichtet und zuversichtliche Betrachtungen über die Kriegslage anstellt. Meyer ist anfangs zurückhaltender, aber die Treue des Korrespondenten, dem offensichtlich so viel an der Verbindung gelegen ist, beeindruckt ihn, und er macht ihn je länger desto mehr zum Partner seiner politischen und strategischen Überlegungen. Im ersten Kriegsjahr sticht das Pathos des Jüngeren, der von der großen Gegenwart schwärmt und Horazens *dulce et decorum est* zitiert, von dem Pessimismus des Älteren ab: "Wir alle vegetieren bloß, alle ehemalige Thätigkeit ist ins Stocken gerathen und die Welt in der wir gelebt haben liegt in weiter Ferne versunken hinter uns" (S. 39). Meyer ist weit von der allgemeinen Begeisterung des Herbstes 1914 entfernt und rechnet mit einer langen Dauer des Krieges. Für Ehrenberg kommt die Ernüchterung im zweiten Kriegsjahr, und sie führt ihn schrittweise in den politischen Gegensatz zu Meyer, der alle Friedensresolutionen ablehnt, auf einen Siegfrieden mit Annexionen setzt, den uneingeschränkten U-Bootkrieg befürwortet, Italien als Banditenstaat beschimpft (S. 46) und die niederträchtige Haltung des englandfreundlichen Amerikas beklagt (S. 48). Während sich der Universalhistoriker immer mehr in den Nationalismus verbohrt, die wissenschaftlichen Arbeiten fremder Nationen zwar weiter verwerten will, aber ein harmonisches Zusammenarbeiten auf alle absehbare Zeit für ausgeschlossen hält (S. 51), gewinnt Ehrenberg den weiteren Blick, macht sich Gedanken um Deutschlands Zukunft, erörtert die Gefahr aus dem Osten und betont, er könne "in einer völligen Negierung der übernationalen Kultur nur einen Rückschritt erblicken oder einen Irrweg" (S. 69). Trotzdem läßt er an seinem Patriotismus keinen Zweifel und erklärt einmal ihre unterschiedlichen Auffassungen als Generationenkonflikt (S. 80). Ist er im Oktober 1916 noch siegesgewiß, so beschleichen ihn gegen Jahresende erstmals Zweifel am Sinn des Krieges (S. 83).

Der politische Graben zieht sich über das Kriegsende hinaus. Aber die Anteilnahme und die Verbundenheit, die in vier Jahren zwischen den beiden Männern entstanden sind, ermöglichen es ihnen, die Korrespondenz, wenn auch seltener, fortzusetzen, nachdem Ehrenberg sein Studium nicht mehr bei Meyer in Berlin, sondern zunächst in Frankfurt, dann in Tübingen wiederaufgenommen hat. Im letzten Brief der Sammlung kondoliert Ehrenberg aus Prag, wo er 1929 Professor für Alte Geschichte geworden war, der Witwe Meyers einen Tag nach dessen Tod am 31. August 1930. Bezeichnend ist sein Satz: "Unsere Wissenschaft hat einen Vater verloren". Mit Meyer hatte er selbst einen geistigen Vater verloren. Ein Anhang druckt neben anderen Dokumenten den Nekrolog ab, mit dem Ehrenberg im Jahr darauf Meyer in der Historischen Zeitschrift würdigte.